

Im Interview: P. Franz Helm SVD

Mission als prophetischer Dialog

Zum Selbstverständnis eines Missionsordens heute

Die Gesellschaft des göttlichen Wortes der so genannten Steyler Missionare hat die Entwicklung des Missionsverständnisses in den letzten 130 Jahren mitgetragen: vom Einsatz zur Rettung der Seelen über die Sorge um ein menschenwürdiges Dasein bis zu einem ganzheitlichen Dialog des Lebens: Stationen eines Suchweges.

DIAKONIA: Pater Franz, wir sitzen hier im Missionshaus St. Gabriel, südlich von Wien, einem Haus, das einen auf den ersten Blick im 19. Jahrhundert empfängt. Seither hat sich im Missionsverständnis vieles verändert. Wie spiegelt sich das in den Erfahrungen, im Selbstverständnis und in der Praxis der Steyler Missionare wider?

Franz Helm: Unser Orden ist 1875 entstanden; die Ursprungsidee war, jene katholischen Weltpriester, die in Deutschland im Zuge des Kulturkampfes nicht mehr arbeiten konnten, in die außereuropäischen Missionsgebiete zu vermitteln. Damals hatte auch das Deutsche Reich Kolonien in Afrika übernommen und streckte sich nach China aus. Unser Ordensgründer, Arnold Janssen (1837-1909), der sich zuvor für das Gebetsapostolat zur Rückkehr der Protestanten in die katholische Kirche engagierte, wurde vom

apostolischen Vikar Raimondi von Hongkong zur Gründung einer Missionsgesellschaft inspiriert. Die erste Aufgabe war dann die Ausbildung von Missionaren, zunächst in Steyl (Holland). St. Gabriel, unser Haus hier, ist dann 1889 als Ausbildungshaus für den gesamten deutschsprachigen Raum entstanden.

Damals war es völlig klar, dass die Missionsgebiete in anderen Kontinenten lagen. Man ging auch davon aus, dass es »außerhalb der Kirche kein Heil« gibt. Die vielen Völker, die Christus noch nicht kennen, bzw. die, die noch nicht durch die Taufe der Kirche angehören, wurden für ewig verdammt gehalten.

Das erste Missionsgebiet, das den Steylern übertragen wurde, war China. Später gingen sie auch nach Afrika, vor allem in das heutige Togo. Die Missionare hatten dort eine Lebenserwartung von zwei bis vier Jahren! Ihre Motivation war: Ich gebe mein Leben hin, damit andere gerettet werden. Die Steyler begleiteten auch Auswanderer nach Südamerika, zuerst nach Argentinien. Da ging es nicht um Neubekehrungen, sondern darum, den Katholiken in der Fremde beizustehen.

Der Orden ist stark gewachsen und hatte seine große Blütezeit zwischen den Weltkriegen. Damals waren hier in St. Gabriel bis zu 650 Or-

densteute, heute sind wir 60. In unserer Geschichte zeigt sich einerseits, wie sehr Missionare immer Kinder ihrer Zeit sind, und andererseits, wie die konkrete Praxis den Weg ebnet für Veränderungen in der Theorie.

Die Menschen kennen lernen

DIAKONIA: Hat sich also das Missionsverständnis bei euch zuerst praktisch verändert?

Franz Helm: Ja, die Reflexion kommt immer später, zuerst sind die konkreten Herausforderungen da, auf die reagiert wird. Mich hat z.B. immer beeindruckt, dass unser Ordensgründer sehr intensiv die Kontexte studierte, in die er seine Missionare schickte. Das war zwar noch autoritär und zentral betrieben, aber er hat Kartenwerke studiert, hat sich mit dem Klima beschäftigt, mit der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Situation. Es war ihm wichtig, dass unsere Leute sich in Ethnologie ausbilden. Hier in St. Gabriel gründete Pater Wilhelm Schmidt die Zeitschrift ANTHROPOS und verfasste sein 12-bändiges Werk: »Der Ursprung der Gottesidee«. Er wollte damit den Urmonotheismus nachweisen, gegen den Evolutionismus mit seiner These des »Aufstieges« von der Stufe der Primitiven, die noch an viele Geister glauben, über den Monotheismus zum aufgeklärten nachchristlichen Menschen, der gar keinen Gott mehr braucht. Dieser Ansicht stellte man die These vom ursprünglichen Monotheismus der Völker entgegen. Man hat vor allem Objekte gesammelt und Schädel vermessen etc., war also sehr der Zeit verhaftet. Aber es war der Impuls da, die Menschen kennen zu lernen und ihre Kultur zu studieren.

DIAKONIA: Offenbar ging es bei dieser Suche nach dem Ursprung der Gottesidee nicht primär um ein strategisches Kennenlernen, um

missionarisch erfolgreich sein zu können, sondern um die Idee, dass sich bei diesen Menschen etwas finden lässt, das von Gott erzählt. Das ist eigentlich ein sehr moderner Zugang.

Franz Helm: Das war eine starke Veränderung gegenüber der Theorie der Tabula Rasa, die während der Conquista vorherrschte, mit ihrer Annahme, dass diese Völker gar keine Religion haben oder ihre Religion nur Teufelswerk ist. Neben dem positiven Zugehen auf die Kulturen ist dann als zweiter praktischer Ansatzpunkt die Zusammenarbeit mit Menschen vor Ort zu nennen. Vor allem in China, wo sehr wenige Missionare in einem riesigen Gebiet tätig waren, wurden

»international gemischte Teams«

schon früh Katechisten ausgebildet und eingesetzt, und man hat dabei auch einheimische Kandidaten aufgenommen. Nun wurden die Chinesen als kulturell hochstehend angesehen und von der Hautfarbe her galten sie als fast weiß. Dennoch war die Aufnahme einheimischer Mitarbeiter etwas Neues.

Auch in den Südstaaten in den USA hat unser Orden diesbezüglich Pionierleistungen erbracht: In den 1920er-Jahren wurde in St. Louis ein erstes Priesterseminar für Schwarze eröffnet. Für unseren Orden hat die Öffnung für kulturell und ethnisch Andere auch die Bereitschaft gebracht, diese in die eigene Ordensgemeinschaft aufzunehmen. Die Internationalisierung unserer Ordensgemeinschaft ist heute sehr hoch. Menschen aus 70 Nationen gehören zu uns und wir arbeiten normalerweise in international gemischten Teams.

Eine dritte Veränderung betrifft die Zusammenarbeit mit Laien. Am Anfang wollte Janssen nur Priester in seiner Gemeinschaft. Doch dann weitete sich vor allem der Vertrieb unserer Missionszeitschriften aus und dafür wurden Arbeiter

gebraucht. So wurden dann Laienbrüder in den Orden aufgenommen, die in den Druckereien, den großen Häusern und auch in den Missionen für die Infrastruktur tätig wurden. Heute gibt es nur mehr wenige Brüder, aber die sind hoch

»Laienbrüder für die Infrastruktur – heute hoch qualifiziert«

qualifiziert: Einer arbeitet z.B. in China als Hochschulprofessor, ein anderer war Architekt und unterrichtet jetzt Architektur auf den Philippinen. Den früheren Brüdertyp, der einfach Handwerker ist oder Buchhalter, gibt es kaum mehr. Wir setzen aber immer mehr auf die Zusammenarbeit mit Angestellten, mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Unsere Arbeit, unsere Werke wären ohne sie nicht möglich und sie stellen auch ein großes Innovationspotenzial dar.

1889 wurde nach langem Widerstand unseres Ordensgründers der weibliche Zweig der Steyler Missionsschwestern gegründet. Es gab Frauen, die sich zur Verfügung stellen wollten, und die Missionare im Einsatz erkannten, dass der Zugang zu den Frauen, zu den Kindern, zu den Familien für Männer schwierig ist. Es brauchte Frauen dafür. Bis heute arbeiten beide Zweige eng zusammen.

Religionsfreiheit

DIAKONIA: In der Missionsgeschichte war ja auch die Allianz von Thron und Altar immer wieder ein schwieriges Thema. Wie hat sich das in eurer Ordensgeschichte gezeigt?

Franz Helm: Hier streifen wir eine Entwicklung, die nicht nur unseren Orden, sondern sogar das Konzil beeinflusst hat: 1949 und 1950 wurden alle ausländischen Missionare aus China ausgewiesen. Die Annahme, nur der Chinese sei

gerettet, der katholisch getauft ist, war danach nicht ohne Weiteres aufrechtzuerhalten. Die Frage stand im Raum: Kann Gott so unbarmherzig sein, dass er diese Menschen alle auf ewig verdammt? In der evangelischen Theologie hat sich daran die Idee der *Missio Dei* entzündet, also die Rede davon, dass Gott selbst seine Sendung erfüllt.

Zugleich brach die Frage der Religionsfreiheit auf. Es braucht einen Kontext gesellschaftlicher Freiheit für Religion, damit Verkündigung überhaupt geschehen kann. In der Zeit der Conquista in Südamerika wurde auf Beherrschung und Zwang gesetzt, um alle christianisieren zu können; in der Kolonialzeit war es dann die koloniale Schutzmacht, die garantierte, dass die Missionare frei arbeiten können. Im Zuge der Selbstbestimmung der Völker wird es nun nötig, dass diese Völker selbst dem Christentum zustehen, dass es sich frei entwickeln kann.

Beistand für die Armen

DIAKONIA: Eine wesentliche Entwicklung im Missionsverständnis liegt auch in der immer stärkeren Betonung der Diakonie als Teil des Missionsgeschehens. Wie sind die Steyler damit umgegangen?

Franz Helm: Unsere Missionare arbeiteten von Anfang an karitativ. Sie gründeten Spitäler und Bildungseinrichtungen. In den 1960er- und 1970er-Jahren wurde das mit dem Entwicklungsgedanken verbunden, der zuweilen fast den Missionsgedanken ersetzte. Es gab zurecht Skepsis gegenüber einer abgehobenen Glaubensverkündigung. Dagegen wurde die Auffassung gestellt, es gehe zuerst darum, dass die Menschen menschenwürdig leben können, dass wir ihnen zu einem Beruf, zum Aufbau von wirtschaftlichen und sozialen Strukturen verhelfen etc.

Grundgelegt war das bereits durch die Arbeit der Missionare in der Armenfürsorge, durch den Bestand für Menschen in ihren materiellen Bedürfnissen.

In der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* fand sich dieser Ansatz durch das Konzil insofern bestätigt, als unhintergebar klar wurde, dass es gilt, die Welt ernst zu nehmen. Auch *Populorum Progressio* bestärkte uns darin, dass die Entwicklung der Völker ein zentrales Ziel der Evangelisierung ist. Mit *Evangelii nuntiandi* wurden wir ermutigt, zuerst das Zeugnis des Lebens zu geben, und das heißt einfach, dem Menschen, der in Not ist, beizustehen. Das ist eine Linie, die sich durchzieht. Natürlich wird es von Zeit zu Zeit wieder anders gesehen. Heute gibt es z.B. wiederum eine sehr berechtigte Skepsis gegenüber dem Entwicklungsgedanken, denn es kann und soll sich wohl nicht die ganze Welt nach dem Modell westlicher Konsumgesellschaften entwickeln.

Ganzheitliche Mission

DIAKONIA: Zeitweilig war also das Bemühen, menschliche Strukturen aufzubauen, stark im Vordergrund, die explizite Glaubensverkündigung eher im Hintergrund. Wie ist das heute?

Franz Helm: In unserer Ordensgemeinschaft haben wir uns inzwischen sehr stark zu einer ganzheitlichen Sichtweise hinentwickelt. Wir profitierten dabei wirklich von der Weltweite unseres Ordens. Ich kann das an den letzten Generalkapiteln festmachen: 1988 fiel das Generalkapitel in eine Hochzeit der Theologie der Befreiung. Viele Mitbrüder in Lateinamerika waren da engagiert und lebten die vorrangige Option für die Armen. Sie hatten ihren Kandidaten für den Generalsuperior, doch die Asiaten blockierten und es wurde zum Erstaunen vieler

wieder ein Deutscher gewählt. Der Vizeprovinzial in der Ordensprovinz in Brasilien, in der ich damals tätig war, kam erschüttert zurück. Ihm hatte ein asiatischer Mitbruder gesagt: »Du verstehst mich nicht. Meine Kultur ist eine andere. Schon die Art und Weise, wie du mit mir sprichst, entspricht mir und meiner Kultur nicht. Und auch nicht eure Art des Kampfes um Strukturen.«

Interessanterweise brach dann 1992 bei der Vollversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Santo Domingo die Kulturfrage auch in Lateinamerika auf. Inkulturation stellt seither in der Befreiungstheologie eine Kernfrage, ergänzend zur sozialen Frage, dar. Bei der Vorbe-

»Hinübergehen in eine andere Kultur«

reitung des Generalkapitels 2000 haben dann zu meiner Überraschung die Asiaten politisch argumentiert und die Lateinamerikaner den Kulturdiskurs eingebracht. Mittlerweile haben wir also gemeinsam zu einem ganzheitlichen Missionsverständnis gefunden.

1988 war der zentrale Begriff der Mission in unserem Orden das »passing over« – das Hinübergehen. Gemeint war damit vor allem das Hinübergehen in eine andere Kultur, aber auch in andere soziale Situationen. Grenzen sollten überwunden werden. Biblisch war das sehr stark vom Exodus her inspiriert. Wer viel hinausgeht, muss sich dann aber auch fragen: Was ist meine eigene Identität? Was gibt den Zusammenhalt? So betonten wir 1994 sehr stark »communio« als Leitgedanken. Wir müssen zuerst einmal glaubwürdig (vor)leben, damit Mission überhaupt geschehen kann.

Beim Generalkapitel 2000 wurde dann von »frontier situations« der Mission gesprochen; Pioniersituationen könnte man auf deutsch sagen.

Gemeint sind besonders herausfordernde Situationen: Wo Menschen in extremer Armut und Unterdrückung leben oder ausgeschlossen sind – die Herausforderung durch die soziale Frage; wo Menschen eine andere Kultur haben – die Herausforderung zum interkulturellen Dialog; wo Menschen eine andere Religion haben – die Herausforderung zum interreligiösen Dialog. Als viertes wurde vor allem mit Blick auf Europa die Situation der Menschen dazugesetzt, die auf der Suche sind. Es geht um die Menschen, die religiös keine Heimat mehr haben, die sich die Frage nach dem Sinn des Lebens stellen.

Als Zusammenfassung wurde schließlich ein Wort geprägt, über das bis heute diskutiert wird: »Mission ist ein prophetischer Dialog.« Spannend ist die Verbindung dieser beiden Begriffe: Der Dialog als Sich-Einlassen auf andere, Sich-Aussetzen, Hören etc. ist ergänzt durch die Prophe-

»Pioniersituationen«

tie. Das versucht, ins Wort zu fassen, dass uns eine Botschaft anvertraut ist, die uns verpflichtet. Wir glauben an einen Gott, der Mensch geworden ist in Jesus Christus und damit versucht, alle Menschen an sich zu ziehen. Das ist die Fülle der Offenbarung.

In den »frontier situations« wollen wir mit den Menschen einen prophetischen Dialog führen. Hier zeigt sich der Übergang vom geographischen Verständnis der Mission hin zu missionarischen Herausforderungen, die sich weltweit stellen. Da ist der Entwicklungsgedanke genauso angesprochen wie der interkulturelle Gedanke oder das religiöse Anliegen. Aber es ist gewichtet je nach Situation und Bedürfnissen der Menschen, mit denen ich in Kontakt komme.

Die Grundlage all dessen, unseres gesamten Missionsverständnisses ist jedoch unser Glaube, dass Gott selbst der erste Missionar ist, der seine

Missio lebt und zwar bereits innertrinitarisch in den Beziehungen zwischen den göttlichen Personen. Gott ist Beziehung. Gott ist ein ständiger Dialog in sich, der sich selbst nicht genug ist, sondern aus sich hinausgeht. Der durch den Sohn

»Sich-Verbünden mit dem, was Gott schon wirkt«

im Geist diese Welt schafft und in diese Welt hineinwirkt durch die Propheten und in der Fülle der Zeit durch den Sohn. So ist Gott der, der seine Sendung in dieser Welt lebt, durch die Schöpfung und durch all das, was geistgewirkt ist. Das gibt uns die Möglichkeit, in den Zeichen der Zeit zu erkennen, wo das Reich Gottes schon anbricht oder wo das Reich Gottes durch Gegenreiche verhindert und mit Füßen getreten wird. Das gibt uns die Möglichkeit, positiv an dem anzuknüpfen, was schon gottgewirkt da ist. Unsere Mission ist zuerst ein Sich-Verbünden mit dem, was Gott schon wirkt, zusammen mit den Dialogpartnern in dieser Situation. Das ist unser heutiges Missionsverständnis.

Mission in Europa

DIAKONIA: Mission wird manchmal auch als Austausch in der Lerngemeinschaft Weltkirche gesehen. Wie haben die Steyler daran Anteil?

Franz Helm: Wir arbeiten heute auf Einladung der Ortsbischöfe. Wir fügen uns ein in den Pastoralplan der Ortskirche, wir kommen nicht als ausländische Missionare und bestimmen, sondern binden uns ein in die missionarischen Situationen, die da sind. Bis 1990 war dabei noch klar, dass die empfangenden Provinzen nur in anderen Kontinenten sind. Die europäischen Provinzen waren die Aussendenden. Damals gab es jedoch schon einen großen Mangel an Berufun-

gen in Europa. Es stellte sich die Frage, wie es hier überhaupt für den Orden weitergehen kann mit seinen vielen Werken und Institutionen. Von diesen Werken, diesen »Geldsammelstellen« auf der nördlichen Welthalbkugel, ist der Orden weltweit abhängig. Zusätzlich wuchs die Erkenntnis, dass es die missionarischen Situationen auch in Europa gibt. So einigten sich die europäischen Provinziale darauf, auch Missionare zu empfangen. Seither gilt Europa für uns als ein Missionskontinent.

DIAKONIA: Was bedeutet das konkret?

Franz Helm: In Europa Mission zu leben, ist nicht leicht; wir sind da nach wie vor auf der Suche. An eine Mission, bei der man auf öffentliche Plätze geht und dort Gott lobt oder den öffentlichen Raum sucht und Talkshows mit religiösen Themen macht, stellen wir die Frage, inwieweit das die konkreten Menschen mit ihrem Lebenshintergrund, mit ihren existentiell-

»Wir suchen die alltägliche Dialogsituation.«

len Fragen wirklich ernst nimmt. Unser Anknüpfungspunkt liegt bei den Lebenssituationen. Sicher ist es in einer medienorientierten Gesellschaft auch wichtig, den öffentlichen Raum zu besetzen, doch wir suchen als Missionare die alltägliche Dialogsituation, in der das Leben der Menschen, ihre Fragen und Nöte Thema sind.

Wir arbeiten in unseren bisherigen Einrichtungen. Wir möchten die Zeitschriften und die Missionsprokuren weiterführen. Die Pfarren, die uns anvertraut sind, wollen wir als missionarische Pfarren gestalten. Das bedeutet, dass die Hauptsorge nicht denen gilt, die schon mitmachen, sondern den Menschen, die im Pfarrgebiet leben und die zu den Gruppen gehören, mit denen wir besonders Dialog pflegen wollen.

Hier in Österreich ist einer unserer Schwerpunkte die Integrationsarbeit mit ausländischen Mitbürgern. Wir sind seit Jahren mit der latein-amerikanischen Gemeinde in Wien stark verbunden. Es gibt Filippino-Seelsorge durch einen Mitbruder. Ein Mitbruder aus Ghana arbeitet unter afrikanischen Migranten, u.a. in den Gefängnissen der Fremdenpolizei.

In St. Gabriel betreiben wir ein Weltdorf der Jugend. Hier geht es um Kulturbegegnung, um Solidarität und um Glaubensvertiefung. Fixpunkt ist das jährliche Pfingstfest, wo etwa 200 Leute

»Kulturbegegnung, Solidarität und Glaubensvertiefung«

zusammenkommen, sehr multikulti. Dabei werden auch die Missionare auf Zeit ausgesendet, die für ein Jahr anderswo in einem Projekt der Steyler mitarbeiten.

Als Steyler Missionare sollten wir daran erkennbar sein, dass wir, unserem Ordensnamen »Gesellschaft des göttlichen Wortes« verpflichtet, besonders biblisch arbeiten. Wir wollen andere für eine christliche Sendung begeistern und mit ihnen zusammenarbeiten. Wir wollen Menschen der Kommunikation und immer dialogisch sein. Der Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ist uns eine besondere Verpflichtung. So wurde etwa im Jahr 2000 zusammen mit den Steyler Missionsschwestern eine NGO gegründet, die als zivilgesellschaftliche Organisation Menschenrechtsanliegen in der UNO vertritt.

DIAKONIA: Das ist dann Inkulturation in die internationale Politik. Heißt Mission also, auch in diese gesellschaftlichen Bereiche aktiv hinzugehen?

Franz Helm: Ganz gewiss. Eine ähnliche Entwicklung haben wir im wirtschaftlichen Bereich: Wir betreiben seit einiger Zeit eine Bank.

Sie entstand als Missionssparinstitut, um das gesammelte Geld selbst anzulegen und die Gewinne im Orden zu halten. In den letzten Jahren haben wir uns aber als Institut für ethische Geldanlage profiliert: Wer bei uns Geld anlegt, fördert nachhaltiges und friedenssicheres Wirtschaften.

Kritisch und dialogisch

DIAKONIA: Gibt es nun Erfahrungen oder Einsichten aus der Entwicklung der Steyler Missionare, die auf den Weg der Kirche hierzulande, eine missionarische Kirche zu werden, übertragbar sind?

Franz Helm: Wir haben gelernt, ernst zu nehmen, was für die Menschen wertvoll und heilig ist. Dabei ist anzusetzen, um Gemeinde zu bauen. Zukunft beginnt da, wo der Lebenswelt, der Kultur, den realen Bedürfnissen und den existentiellen Fragen und Nöten der Menschen wertschätzend begegnet wird. Gott ist da schon am Werk. Das gilt es zu erkennen. Wenn wir uns darauf nicht einlassen, stellen wir uns gegen Gott, um es ganz hart zu sagen: gegen das, was er schon wirkt.

Die Art und Weise unserer Mission hat sich dadurch verändert, dass jetzt nicht mehr die Europäer Träger der Mission sind. Auch hierzulande internationalisiert sich der Klerus. Diese Priester, die zu uns kommen, müssen sprachlich, kulturell, gesellschaftlich und auf das, was bei uns

»Begegnung auf existentieller Ebene«

die Lebenswelt der Menschen und die reale Situation der Kirche ist, gut eingestellt werden. Nur dann kann verantwortlich Mission geschehen. Es geht nicht darum, Strukturen weiter auf-

recht zu erhalten, sondern darum, in neue Räume hineinzugehen und sich den Menschen und ihrem Leben zu stellen. Vielleicht ist das die große Chance von ausländischen Priestern: Sie haben kein besonderes gesellschaftliches Ansehen, im Gegenteil. So können sie die Bedeutung der Botschaft des Evangeliums nicht über Macht, Verordnungen oder Strukturen vermitteln, sondern wirklich in der Begegnung auf existentieller Ebene.

DIAKONIA: Welche Rolle könnten Missionsorden in einer missionarischen Kirche in Österreich, Deutschland und der Schweiz spielen?

Franz Helm: Ich sehe eine spezielle Rolle im Einbringen unseres, in langer Erfahrung erworbenen, ganzheitlichen Missionsverständnisses. Damit ist auch eine kritische Funktion ver-

»in langer Erfahrung erworbenes, ganzheitliches Missionsverständnis«

bunden. Wir erinnern an die Missionsgeschichte und können vor zu naiven oder theologisch überholten Vorstellungen warnen. Wir haben auch ein Wissen um die Fehler, die bereits hinter uns liegen.

Unsere Rolle ist auch, Projekte zu fördern bzw. zu betreiben, die jenseits der eingefahrenen Bahnen der Pastoral liegen. Oft haben gerade die Orden hier kreatives und innovatives Potenzial zu bieten.

Die missionierenden Ordensgemeinschaften müssen auch immer wieder betonen, dass die Sorge um Menschen, die in materiellen oder in psychischen Nöten sind oder ausgegrenzt werden, wesentlich zum christlichen Auftrag selbst dazugehört. Mission ist nie bloße Wortverkündigung. Indem Menschen Heilung und Aufnahme finden, erfahren sie Erlösung.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist der Dialog mit anderen Religionen. Der interreligiöse Dialog

ist Teil der Mission. Die Alternative Mission oder Dialog ist falsch, sondern genau im Dialog mit Menschen anderer Religion geschieht Mission. In der aktuellen Weltsituation ist der Dialog als solcher schon Verkündigung.

Schwieriges Missionsgebiet

DIAKONIA: Du warst in Brasilien Missionar und lebst jetzt wieder in Österreich. Wo war es leichter, Missionar zu sein?

Franz Helm: Persönlich befriedigender war es in Brasilien. Dort war die Erfahrung stärker, in meinem Dienst als Priester gebraucht zu werden. Die Kultur ist dort sehr herzlich und hingebungsvoll, man glaubt und lebt mit allen Sinnen. Von vielen Mitbrüdern höre ich, dass Europa als eines der schwierigsten Missionsgebiete gesehen wird. Andererseits finde ich es sehr spannend, gerade jetzt in dieser Situation in Europa zu sein und einen Beitrag zu leisten. Ich habe mich nach einer gesundheitlichen Krise ganz bewusst für die Missionstheologie entschieden, weil ich glaube, dass hier große Herausforderungen liegen. Ich erfahre auch, dass ich viel vermitteln kann aus den weltweiten Kontexten unserer Arbeit.

Ich begleite manchmal Pfarrgemeinderäte in ihrer Suche danach, was es heißt, missionarisch Gemeinde zu sein. Am Anfang schauen wir, wo die Herausforderungen im konkreten Leben

der Menschen liegen, und dann fragen wir uns, was das mit unserem Glauben zu tun hat. Scheint da irgendeine Richtung auf, in die wir

»Ich finde es spannend,
gerade jetzt in Europa zu sein.«

uns engagieren müssen? Gibt es irgendwelche konkreten Schritte, die wir uns vornehmen können? Ich merke dabei immer wieder, dass dann eine Art Aufatmen durch die Leute geht. Die oft stark auf den Binnenraum der Kirche bezogene Sicht wird gesprengt und ein Auftrag oder Anknüpfungspunkte werden sichtbar. Das finde ich sehr schön und spannend. Manchmal fühle ich mich ein bisschen überfordert, weil gar so viele Anfragen kommen.

DIAKONIA: So ist der Dienst eines guten Priesters doch auch bei uns stark gefragt. Vielen Dank für das Gespräch und für Deine Bereitschaft, Dich auf das schwierige Missionsgebiet Europa einzulassen.

P. Franz Helm SVD, Dr. theol., ist seit 1979 Mitglied der Gesellschaft des göttlichen Wortes (Steyler Missionare). Er unterrichtet Theologie der Mission und ist als Referent für Missionarische Bewusstseinsbildung tätig. Von 1987 bis 1993 war er Seelsorger in Brasilien und von 1994 bis 1998 Generalsekretär der Päpstlichen Missionswerke in Wien.

Die Fragen stellte Veronika Prüller-Jagenteufel.